

2

E wie Eichkamp, Z wie Zehlendorf, P wie Pankow, R wie Rudow, S wie Schöneberg, X wie Xberg. René Hamann hat Berlin durchsucht und ist auf Normales gestoßen wie auf Obskures, auf Lächerliches wie auf Trauriges. Hamann beweist sich als genauer Beobachter. »Es sind hundertfach mehr erleuchtete Lampen als Menschen zu sehen. Eine Frau raucht an einer Bushalte, eine andere kommandiert ihren Pudel, eine dritte schiebt eine Fenstertür im ersten Stock auf. Es gibt kaum hohe Mauern vor den Häusern, die Schäferhunde sind nach Friedrichshain gezogen, die Überwachungskameras sind beim FAB. Es ist still. Durch die Stille kommt Kirchengeläut. Ein knarrender Rollstuhl mit einem Greis. Ein Bus fährt nachdenklich Richtung Schönow. Dann wieder Autos.« Die Glossen erschienen zuerst in der *taz* und erfreuten sich großer Beliebtheit. Nun ist das ganze Alphabet in einem Buch versammelt, ergänzt durch weitere Erzählungen aus und über Berlin.

René Hamann, geboren 1971, lebt als freier Autor und Journalist in Berlin. Er erhielt unter anderem das Arbeitsstipendium des Berliner Senats (2005) und den Lauter-Niemand-Lyrikpreis (2006). Veröffentlichungen: »Katalan«, Gedichte (2002). »Neue Kokons«, Gedichte (2003). »Das Mädchen und die Stadt«, Erzählung (2004), »Schaum für immer«, Roman (2007).

*René Hamann*

# *Das Alphabet der Stadt*

Berliner Szenen

VERBRECHER VERLAG

Erste Auflage  
Verbrecher Verlag Berlin 2008  
[www.verbrecherei.de](http://www.verbrecherei.de)

© Verbrecher Verlag 2008  
Einbandgestaltung: Sarah Lamparter  
Satz: Christian Walter

ISBN: 978-3-940-426-15-4

Printed in Germany

Der Verlag dankt Ruth Levin, Suse Schröder, Chris Morenz,  
Konrad Krämer und Heike Joswig.

## A WIE ADLERSHOF

Ein Brief schickte mich nach Berlin-Adlershof. Eine gute Gelegenheit, wollte die große, neue Stadt doch nach Plan erforscht und, wie sagt man, erschlossen werden. Warum also nicht bei A wie Adlershof anfangen?

Es war ein sonniger Tag im einsamen August. Am S-Bahnhof Prenzlauer Allee ließen die Blumen der Floristin bereits die Köpfe hängen, vielleicht wollten sie Wasser, vielleicht wollten sie wie die Floristin lieber in den kühlen Schatten. Auch die Menschen am Bahnsteig brüteten nurmehr still vor sich hin, die Uhren verflossen, die panische Stunde war da. Endlich dampfte die S-Bahn heran und bot klimatisierten Schutz.

In Schönevide stieg eine Frau mit Mädchenaugen zu, das ist eine dottergelbe Blumensorte. Ich musste an die Hitze draußen denken und an das alte Lied von den traurigen Blumen, die nichts zu bedeuten haben. Vielleicht fährt die Frau ja nicht auf einen Friedhof, sondern heim, um ihren Balkon zu verschönern. Und wo, dachte ich, findet man bessere Blumen als in Schönevide? Eben.

Das Erste, was ich in Adlershof an diesem schwülen Tag zu sehen bekam, war ein T-Shirt, das an einer pummeligen Frau klebte: »Nicht ansprechen! Bin schlecht drauf«. Prüfender Blick auf ihren Gesichtsausdruck: Das T-Shirt log nicht. Schnell weiter. Dann gab es weitere Blumenstände und ein Plakat des ABC 08, der demnächst gegen den HSV kickt, jedenfalls dem Gekritzel eines Witzbolds zufolge. Ein Vorspiel sollte es auch geben.

Die unbemannte Hauptstraße in Adlershof heißt Adlergestell, über die Kreuzung geht es in die Dörpfeldstraße, lange gelbe Häuserreihen, sanierte und nicht sanierte, insgesamt erstaunlich schicke Häuser. Zu vermieten war einiges. Erst die zugewachsene Ruine des ehemaligen Lichtspieltheaters Capitol zeugte von Wende und Verfall. In den rumpeligen Nebenstraßen viele kleine Läden, Physiotherapie schien hier sehr angesagt, daneben Elektriker und Heizungsinstallateure. Maisonette-Wohnungen und Stadthäuser im Süßen Grund. Ein neues, sauberes, besseres Pankow, dieses Adlershof, dachte ich und verschwand schließlich in einem Eingang. Auf meinem T-Shirt stand nichts.

## **B WIE BRITZ**

Es wurde September. Ich wollte nach Britz. Im Süden Neuköllns. Britz hat, so wusste ich, einen urigen Altkern mit einem lieblichen Schloss, drum herum ein Park, innen ein begehbarer Hof und ein Ententeich, Britzer Kirchteich genannt.

Ich stieg Parchimer Allee aus, die ich in Richtung Schloss Britz hinunterging. An den Seiten der dörflich wirkenden Allee schräge Wohnblocks, die wie versteinerte Hühnerställe aussehen. Irgendwann links ein typisches Westverbrechen, ein klobiges Raumschiff, das als Imbiss und Kiosk fungiert. Gelangweilte Jugendliche zwischen Schule und Karatekurs. Wenigstens die Na-

men der Nebenstraßen klingen schön schrullig: Nach der Pfarrer-Behrens-Straße kommt die Onkel-Bräsig-Straße.

Kurz nach Spaltung der Parchimer Allee macht sich der Park breit. Ein Lustgarten, ein grünes Fest der Freude, umrauscht vom Fern- und Nahverkehr der Fulhamer Allee (hinter diesem Namen steckt vermutlich ein Fußballfan aus der zuständigen Straßennamengabestelle, oder wie kommt ein bedeutungsloses englisches Städtchen sonst zu der Ehre?). Gepflegter Rasen, Rosenbeete, einem entgegenwankende Betrunkene am frühen Nachmittag. Um die Ecke, in Alt-Britz: das Schloss. Na ja, eher ein Schlösschen. Leider hatte es zu an dem Tag, die üblichen Kammermusikkonzerte sollten ein anderes Mal stattfinden.

Der benachbarte Gutshof entpuppte sich als Schilderwald: Hundeverbot, Betriebsgelände, Rasenfläche nicht betreten, Tiere nicht füttern aus hygienischen Gründen, Futterspenden bitte in die Futtertonne, Betreten bei Schnee und Glätte auf eigene Gefahr, Gutsgarten gesperrt (Fußgänger 100 m). Die meisten Schilder auch in türkischer Übersetzung. Keine Menschenseele weit und breit. Ein letzter Blick auf ein abgemeldetes Auto, das mit dem Aufkleber »Bitte unverzüglich entfernen« verziert war, bevor ich mich unverzüglich in Richtung Neukölln entfernte.

## C WIE CHARLOTTENBURG

Es war ein dunstiger Tag im November, als ich mich nach Charlottenburg aufmachte. In diesem Stadtteil bin ich schon einmal gewesen, ich habe sogar schon einmal dort übernachtet, was allerdings lange her ist, das war bei meinem ersten Besuch in Berlin 1993. Wir teilten zu fünft eine uns fremde Wohnung. Irgendwo in Charlottenburg. Damals hatten wir ein Auto, einen weißen Mercedes, der es uns ermöglichte, des Nachts durchs Brandenburger Tor zu fahren. Gute, alte Zeiten. Lange vorbei. Heute musste ich mit der U-Bahn fahren. Mit der U<sub>2</sub>, um genau zu sein. Schönhauser Allee stieg ich ein.

Leider bin ich wohl vorher in herumliegende Hundefäkalien getreten, was mir erst Märkisches Museum auffiel. Zum Glück war der Wagon leer, ich stellte den betroffenen Schuh vorsorglich fest auf den Boden. Bis Gleisdreieck ging alles gut, dann stieg eine Schulklasse zu. Aufgekratzte Mädchen und Jungs, die sich verschwörerisch um den Ort der Schande herumdrapierten; mir gegenüber eine zufällige Reihe Rotjacken, direkt neben mir die Lehrerin. Nach drei Stationen begann die dem Schuh am nächsten platzierte Rotjacke, ein Mädchen mit furchterregend baumelnden Zöpfen, das erste Mal »Hier stinkt's voll« vor sich hin zu stammeln; noch hatte sie mich als Herd nicht ausgemacht. Auch schien sie eher von der unauffälligeren Sorte zu sein, die anderen jedenfalls reagierten nicht. Zum Glück stieg ein Strubbelhund mit Dame (»Der heißt Max!«) zu, der für genügend Ablenkung sorgte. Ich beschloss, bei der

nächsten Volksabstimmung gegen die Einführung von Schuluniformen zu stimmen und sah nervös dem Abgang der Schulklasse an der Deutschen Oper entgegen.

Ich stieg am Sophie-Charlotte-Platz aus und trottete verschämt einigen Seniorinnen hinterher. Als ich versuchte, den Schuh an Gras und Stein sauber zu machen, pff mir ein eisiger Wind um die Ohren; meine Mütze hatte ich offensichtlich in der Bahn vergessen. Ein wunderliches, kinderloses Pärchen blaffte mich an, weil ich bei Rot die meilenweit autofreie Straße zum Schloss überquerte. Das Schloss wartete mit absurden Eintrittspreisen auf; an dem See dahinter, nicht viel mehr als ein Karpfenteich, wurde ich von einem böse dreinschauenden Schwan verscheucht. Dann setzte Schneeregen ein. Charlottenburg meinte es nicht gut mit mir.

## DAS VERLIEBTE FAXGERÄT

Fabian wohnte noch nicht lange in Berlin. Bis vor kurzem hat er in einer Kölner WG gewohnt, in einem Arbeiter- und Rentnerviertel. Einen ISDN-Anschluss gab es da nicht, nur ein einfaches Telefon, das zu den unmöglichsten Uhrzeiten recht oft klingelte – wie das so ist in Wohngemeinschaften. Ex- oder Noch-Freundinnen müssen sich ausheulen oder Psychodruck ausüben, unselige Brötchengeber halten acht Uhr morgens für eine ordentliche Zeit, um darauf hinzuweisen, dass man demnächst mal wieder zur Arbeit erscheinen könne.

Dass das kleine, schwarze WG-Telefon (Signum II) dann aber mit Anrufen loslegte, ohne dass ein Anrufer dran war; dass sich vielmehr am anderen Ende nur ein monotoner Piepton meldete, war schon ein bisschen lästig. »Das ist ein Faxgerät«, so die Erklärung seines Mitbewohners, »das aus irgendeinem Grund unsere Rufnummer gespeichert hat. Es ist verliebt und verzweifelt, da es sein Anderes nicht findet. Bald wird es aufgeben und woanders sein Glück suchen.«

Klingt logisch, dachte Fabian, und tatsächlich hatte dieser Piepton etwas Trauriges, Sehnedes. Die Anrufe des Faxgeräts wurden auch mit der Zeit seltener und hörten schließlich ganz auf. Fabian zog nach Berlin. Er bestellte sich bei einem auf den Vorruhestand wartenden Telekom-Angestellten seinen Telefonanschluss. Das ging überraschend einfach. Er konnte die Leitung der Vormieterin übernehmen, einer unbekanntes Frau namens Belli. Eine Freundin überließ ihm einen Apparat aus den Achtzigern (fmt 3000), »zugelassen für private Nebestellenanlagen«, in grün.

Nach zwei Tagen klingelte es nachts. Auf Fabians »Hallo« meldete sich ein trauriges Faxgerät mit einem Piepton.

## BÖSE BIENEN

Es nervte. Das war nicht gut, denn wenn man genervt ist, wird man schnell ungerecht. Das nervt natürlich auch. Die Frau neben mir roch nach Windeln. Die Gespräche verliefen im Sand. Wo ist die gute Unterhaltung hin, fragte ich mich kurz, dann entließ ich die Frage in die aufsteigende Luftmasse. Da kam ein Mann mit Rollkragenpullover freundlich auf uns zu. Wie immer in weiblicher Begleitung. Er wurde aufgehalten, sollte ein Foto schießen. Er stellte beim Fotografieren die Beine zusammen. Mir dämmerte eine Einsicht.

»Das Wetter war laut heut Nacht«, sagte die weibliche Begleitung. Sie strahlte in eine unbekannte Richtung, ganz vom Wetter erfüllt. Zwei Schnaken trieben an ihr vorbei. Die bösen Bienen hatten sich noch nicht blicken lassen.

Der Windelgeruch verzog sich. Man muss sich unter Kontrolle halten, so luftig die Situation auch ist, das weiß man. Darauf kann man sich fast schon verlassen. Geschmackloses Verhalten jedenfalls war nicht angebracht. Nervt eben. Was geschmackloses Verhalten ist, darüber besteht weitgehend Einigkeit, nur in den Pufferzonen ist das Geschmackssache. Das Gespräch neben uns wurde lauter.

Die erfolgsverwöhnte Jungautorin erzählte ihrem dauerpleiten Hippiefreund, wie sorglos und glücklich sie eigentlich sein müsse. Sie müsse sich keine Sorgen mehr machen, nicht über Geld, nicht über Identität, schon gar nicht über die Zukunft. Nur Beziehungen, da wisse sie nicht, was die für einen Sinn hätten.

Ihr Unterarm würde sich gut auf einem Grillrost machen, dachte ich. Sie lächelte den Freund an. Er begann, von seinem Arzt zu erzählen, sie schaltete auf Mitleid.

Plötzlich erinnerte ich mich an meinen allerersten Auftritt. Er sollte auf der Abschlussfeier der Grundschule stattfinden. Auf der Generalprobe hatte ich Witze populärer Fernsehkomiker erzählt und Soloskette nachgespielt, die Klasse lag flach vor Lachen, die Klassenlehrerin beauftragte mich, die Moderation der Feier zu übernehmen und einige Sketche ins Programm einzufügen. Am Morgen der Feier steckte sie mir Zettel mit Moderationssätzen zu, was mich etwas verwirrte. Auf der Feier las ich von denzetteln ab, erzählte ein paar der Witze und spielte die Sketche nach – so, wie ich es auf der Generalprobe gemacht hatte. Niemand lachte. Vor mir saßen die vom Anlass eingeschüchterten Klassenkameraden und die verwunderten, neugierigen Köpfe der Eltern. Ich wusste nicht, was ich falsch gemacht haben könnte. Ich schien meine Wirkung innerhalb weniger Tage komplett verloren zu haben. Hatte ich auf der Probe allgemeines Gelächter geerntet, erntete ich jetzt beklemmendes Schweigen.

Die Begleitung und der Rollkragenpullover schauten mich an. Es sah aus, als ob sie eine Frage in meine Richtung gestellt hätten. Ich entschuldigte mich, fragte nach, sie antworteten, wiederholten sich. In dem Moment war ich schon wieder weg. Beschäftigt mit der Frage, warum ich mich nach gut fünfundzwanzigjähriger Verdrängungsarbeit an diese erste Bühnenerfahrung erinnerte.

Eine Orgel, die ohne Starthilfe auskommt. Grasmücken, überall. Mir fiel auf, dass Sommer war. Die Luft

der Frauen, das hellblaue Licht. Eine unbenutzte Binde lag auf der Wiese. Im Hintergrund, entfernt unter Bäumen, zogen Autos vorbei. Zu wenig Texte, die in Autos spielen, überlegte ich. Filme spielen dagegen sehr oft in Autos. Texte nicht. Woran lag das? War es langweilig, ein Armaturenbrett zu schildern? Die Streifen auf dem Asphalt? Das Hoch- und Runterschalten? Haben einfach zu wenige Schriftsteller den Führerschein? Kann man sich erst als Drehbuchautor ein Auto leisten?

Nach einer Weile verabschiedete ich mich und ging zum S-Bahnhof. Ich machte Beobachtungen, wie üblich. Ein Malermeister mit einem Buch in der Hand. Rechts auf der Balustrade. Links eine kleine Frau in einem kleinen Auto. Allein in Grunewald (kommt vor). Auffälliger Individualverkehr: Nur selten sieht man mehr als eine Person in einem Wagen sitzen. Es war halb vier am Nachmittag.

Die kleine Frau in dem kleinen Auto gab Gas, schaute in den Rückspiegel, sah verzerrte Schatten. Sie zog an Rasenflächen vorbei. Vielleicht träumt sie davon, eine Schirmherrin zu sein, überlegte ich. Sie fuhr eine Landstraße hinab und ärgerte sich, dass sich ihre neuen Lieblingslieder so schlecht pfeifen lassen. Ein Kastenwagen mit der Aufschrift »Waschmaschinen Notdienst« überholte sie. Zufälle kommen in dieser Stadt nicht vor, sagte sie sich. Man kann nicht auf sie hoffen, gar spekulieren. Man muss die Initiative ergreifen. Fuel for Fire.

Die Füchse der Pandora. Sie hatte keine Verabredung für den Abend, sie telefonierte nicht gern. Sie trug einen Bleistiftrock. Der sie etwas behinderte, beim Gehen, beim Fahren. Sie trug klappernde Ringe. Draußen zog

die Tapete einer Stadt vorbei: hinter den Häusern Berge (Grenoble), Meer (Barcelona) oder Himmel (Berlin).

Wieso ist es wichtig, überlegte ich in einem geräumigen, unbelegten Abteil der S-Bahn, dass der Erzähler seine Figuren liebt? Das bleibt unverständlich. Im wahren Leben liebt man auch nur höchst selten. Außerdem ist es interessanter, Figuren vorzuführen. Sie bloßzustellen. Sie durch Fegefeuer und Psychohöllen zu schicken.

Ausfahrt der Angst.

Offene Fenster.

Böse Bienen.

Gegenverkehr.

Ein weiterer Name, der in der Zeitung stand.

## D WIE DAHLEM

Es war im März 2005, als eine Mail mit folgender Aufforderung kam: »Bitte machen Sie sich umgehend nach Dahlem auf.« Ich wunderte mich. Dahlem? Was sollte ich bitte in Dahlem? Der Ortsteil war mir nur von Buchtiteln wie »Brennen muss Dahlem« oder »Dahlem – offene Stadt« bekannt. Grob wusste ich auch, dass sich die FU dort befand. Auch der Bundespräsident soll da weilen – wo sein eigentliches Domizil doch gerade umgebaut wird.

Gespannt wie ein Flitzbogen saß ich also in der S-Bahn. Am Heidelberger Platz war ich kurz etwas traurig, aber das verging. Auf dem letzten Stück U3 saß mir

ein Hippie-Fräulein mit einer Vorliebe für Grün gegenüber und las eifrig im Spiegel. Eine Studentin? Eine Ausnahmskraft des Präsidenten? Eine Schneekönigin? Ich beschloss, mich an ihre Fersen zu heften: Es ging durch die seltsam burleske Haltestelle Dahlem Dorf, dann eine traumhafte Landstraße entlang und später über eine Fußgängerbrücke. Am Rand packten asiatisch aussehende Herren Schnee in eine Plastiktüte. Souvenirs für zuhause. Wir kreuzten den Rudi-Dutschke-Weg, passierten riesige »Grillen verboten!«-Schilder, die auf den schneebedeckten Wiesen standen, und betraten einen Gebäudekomplex, dessen Bauweise verdächtig nach sozialdemokratischer Architektur aus den Siebzigern aussah. War das eine Realschule? Ein Stadttheater? Nein, die FU.

Beim Gang durch die K-Straße befiel mich Nostalgie: Überall hingen politisch korrekte Plakate neben Werbung für Probeabos, Yogakurse und VVs (=Vollversammlungen). An der Uni Köln sah es damals genauso aus. Hier war die Welt noch in Ordnung, nichts hatte sich verändert. Ziel der grünen Studentin war natürlich die Cafeteria, wo der Kaffee trotz Porzellantasse nach Pappe schmeckt und die über den Tischen baumelnden Lampen wie schöne UFOs aussehen. Rundherum das Gesumm von Geist und Wissen. Hinter uns Betonwände und dahinter der graue Himmel.

Die Studentin habe ich dann leider aus den Augen verloren. Im Alten Krug, dem stadtbekanntem Restaurant, habe ich sie nicht wiedergefunden, in der Domäne auch nicht. Beim Präsidenten war sie ebenfalls nicht. Wahrscheinlich ist sie in der Masse aufgegangen.

## E WIE EICHKAMP

Ich faltete umständlich an dem Stadtplan herum, aber mein Informant blieb hart. Dass Eichkamp nicht unbedingt ein Stadtteil, eher eine Siedlung sei, interessierte ihn nicht. Er zog seine Baseballkappe tief ins Gesicht, machte noch eine auffordernde Geste und stieg aus.

Neben mir saß eine stark parfümierte Frau und aß eine Bockwurst. Zwei Geruchsquellen im Wettstreit, dazu die leichten Schweißausdünstungen der anderen Fahrgäste auf dem Weg zur Messe. Es war kaum auszuhalten. Der Schaffner erklärte, dass die Station Eichkamp nun eben »Messe Süd in Klammern Eichkamp« heiße, und lächelte vorwitzig. Ich lächelte nicht zurück. An der angegebenen Station stieg ich aus, ignorierte das Messegelände und kehrte der Zivilisation den Rücken.

Es war Frühling geworden. Eichkamp schien vielversprechend zu sein, ein Dorf mitten in der Stadt. Gleich das Bahnhofs-bistro hieß Eichkater, war aber leider geschlossen. Die Waldschulallee wie leergefegt, Vögel und Autobahn stritten um den höheren Lautstärkepegel, ein Elektrofachgeschäft warb mit dem Motto: »Fernseh Strahl – 1. Wahl«. Dann hohe Tannen, grüne Kleinrasenflächen im Sonnenschein. In einem Garten eine Tischtennisplatte. Eichkamp sehen und sterben, dachte ich und machte es mir auf einer zentral gelegenen Parkbank gemütlich.

In einer lauen Stunde notierte ich: drei Radfahrer, ein lila BMW, ein Fußgänger mit auf die Jacke genähem Stadtwappen. Dann ein weiterer Radfahrer, der sich über

meine schwarze Bekleidung mokierte, die eher Zufall war. Schließlich noch einmal der lila BMW. Dann drei Backfische, die sich in die Stadt aufmachten. Nach einer weiteren Stunde begann mich das dauernde Vogelgezwitscher zu nerven. Ich stellte mir die Ruhe meiner Hinterhofwohnung vor und schlurfte zurück zum Bahnhof.

## RANZZEIT

Fabian stapfte durch die Rigaer Straße. Nicht eben eine Gegend, die einen fotogenen Milchkaffee erwarten lässt, aber zu einem solchen war Fabian verabredet, in einer Bar, die nach einem Cottbuser Stadtteil benannt ist. Überall standen die neuen Stromkästen der Telekom. An der Seite hingen fotokopierte Plakate gegen Yuppiesierung und Modernisierungswahn vor auffälligen Ruinen, aus denen beschmierte Laken hingen. Die Plakate verwendeten das Cover der letzten Franz-Ferdinand-Platte. Die Vorliebe der Szene für Abgeranztheit und Schmuddeltum hat Fabian nie verstanden. Auch eine Art von Uniformierung, dachte er und beobachtete ein junges Mädchen mit ordentlich verschnittener Frisur, die einen unangeleiteten Schäferhund vor sich her trieb. Ihre sauertöpfische Gestalt wandelte unter den Klängen japanischer Popmusik, die sie sich auf ihren iPod geladen hatte, durch den Kiez. Die Hundheit indes war auch nicht wesentlich weitergekommen, wie man gut sehen